

(Nachdruck verboten.)

81]

Unter Wolken.

Roman von Kurt Uram.

In seiner Verzweiflung wandte sich der Bauunternehmer endlich an Bettchen, die sich ihm gegenüber auch meist sehr anständig benommen hatte. Einmal weil sie ein gutes Herz besaß und der arme Kerl sie dauerte, und dann auch, weil die Mama es verlangte. Denn das sei die wahre Bildung, behauptete die altmodische Frau, gegen jedermann zuborrommend und freundlich zu sein. Sein ganzes Herz schüttete er ihr aus. Bettchen war ganz bewegt, daß sie so erwachsen behandelt wurde von einem ausgewachsenen Manne. Sie that sehr altklug, saß mit gerunzelter Stirn und dachte heftig nach, was da zu thun sei.

Dem Bauunternehmer gefiel sie dabei so gut, daß er jetzt am liebsten ihr einen Antrag gemacht hätte; aber das ging nun doch nicht mehr, das wäre höchst ungebildet gewesen. So viel mußte er auch.

Schließlich war Bettchen auf den Gedanken gekommen, sowie wieder ein schöner Tag käme, und man aufs Forsthaus gehen könne, wolle sie ihn benachrichtigen. Dann solle er sich im Tannenwald einfinden am zweiten Weg, von der Chaussee aus gerechnet. Aber es dürfe ihn vorher niemand sehen. Sie wolle es dann schon so einrichten, daß sie mit Fienchen im Tannenwald erschiene auf dem zweiten Weg, von der Chaussee aus gerechnet. Das weitere würde sich dann ja leicht finden.

Als endlich der Regen aufhörte und der große Tag kam, wo man wieder auf das Forsthaus kam, benachrichtigte Bettchen den Bauunternehmer durch ein Briefchen, als sie sich vergewissert, daß Doktor Schreibers mit von der Partie sein würden.

Fienchen war denn auch völlig ahnungslos und hatte sich schon ganz in ihr Los ergeben, immer als gute Tochter bei den lieben Eltern zu bleiben.

Aber dem Lieschen mußte sich Bettchen anvertrauen, allein konnte sie es nicht länger tragen. Lieschen machte Hifi und erklärte sich einverstanden, denn für sie war der Bauunternehmer nichts, da es ihr an Geld nicht fehle, eher an Bildung, wie die Mama manchmal sagte. Sie hätte so eine Heirat unter dem Stand nie zugegeben.

So nahmen denn die beiden, kaum waren sie auf dem Forsthaus, Fienchen zwischen sich und wanderten in den Tannenwald.

Zuerst alle möglichen andern Wege, daß Fienchen ja nichts merke, bevor es an der Zeit war.

Endlich schlugen sie den zweiten Weg ein, von der Chaussee an gerechnet.

Sie entdeckten auch sofort den dicken Bauunternehmer hinter der dicken Tanne am Ende des Weges. Aber Bettchen und Lieschen erschrafen so über diese Entdeckung, daß sie zunächst schleunigst mit dem ahnungslosen Fienchen lehr machten.

Beim zweiten Mal gingen sie schon etwas dichter heran an den Baum, hinter dem der Bauunternehmer lauerte. Aber sie sprachen so eifrig auf Fienchen ein, daß es nur ja nichts merken solle, daß es wirklich nichts merkte. Beim dritten Mal hofften sie, der Bauunternehmer würde vortreten. Er genierte sich aber zu sehr vor Bettchen und Lieschen. Beim vierten Mal stand es noch gerade so. Da Fienchen aber immer entschiedener ins Haus beehrte, mußte endlich etwas Entschuldigendes geschehen. Bettchen lugte scharf aus. Er stand wahrhaftig immer noch hinter seiner Tanne. Ist doch ein schlapper Kerl, dachte Bettchen und bekam plötzlich Mut. „Ach, Fienchen,“ sagte sie laut, „sieh doch nur mal die schönen Blumen dort! Au, au, mein Wein! Ich hab' mir's verstaucht! Ach sei doch so gut und hol' mir die schönen Blumen!“ Sie deutete krampfhaft in die Richtung der Tanne, hinter der sich der dicke Bauunternehmer nach Sträften dünn machte.

„Ich sehe ja gar nichts, ist auch gar keine Blumenzeit mehr,“ sagte Fienchen.

„Bitte, bitte, geh' doch nur mal an die Tanne dort. Ich seh' sie ganz deutlich. Au, au, mein Wein!“

Das gutmütige Fienchen ging. Kaum war sie ein paar Schritte fort, winkte Bettchen dem Lieschen mit der Hand und beide retrierten leise auf den Behen.

Das ahnungslose Fienchen ging immer noch weiter und wunderte sich, daß es die Blumen immer noch nicht sah. Da trat plötzlich der Bauunternehmer hinter der Tanne vor.

„Endlich!“ seufzte Bettchen erleichtert. Laut lachend rannte sie mit Lieschen dem Forsthaus zu. Jetzt würden die beiden schon mit einander fertig werden.

„Frau Doktor, Frau Doktor!“ rief Bettchen ins Zimmer. Frau Doktor Schreiber sprang auf und wurde totenbleich. Da die beiden ohne Fienchen kamen, fürchtete sie, ihm sei ein Unglück zugestoßen, und sie liebte ihr Kind doch sehr, wenn sie es auch selten zeigte.

„Mein Gott, was ist geschehen?“ stammelte sie erschrocken.

„Kommen Sie nur mit, Frau Doktor,“ rief Bettchen, die vor lauter Vergnügen gar nicht merkte, wie alle Damen erschrocken waren.

„Thu endlich deutlicher den Mund auf!“ rief die Frau Oberförster energisch. Aber schon war Bettchen mit der Frau Doktor draußen. Lieschen, das bisher an der Tür gestanden und sich den Leib gehalten vor Vergnügen, lief eilig hinterdrein.

„Ich habe Ihnen sehr was schönes zu zeigen“, sagte Bettchen, Frau Doktor Schreiber mit sich ziehend.

„Mädchen, wenn Du mich zum Narren hast!“ leuchte diese, der die Knie bebten, so daß sie nur langsam vorwärts kam. „Wenn meinem Fienchen etwas zugestoßen ist!“

Ueber diesen Ausdruck mußte Bettchen so lachen, daß sie anhielt, während nun Frau Schreiber vorwärts drängte.

Da! Was war das? Kam da nicht ihr Fienchen? ... Und am Arm eines Manns! Ihr Fienchen? Ist's denn menschenmöglich, dies Glück! Fienchen am Arm eines Manns?? Ja gewiß. Der Bauunternehmer!

Wie stürmte es durch Frau Schreibers Herz. Dies Glück, dies Glück! Sie hätte Gott auf den Knien danken mögen, sie war auf einmal in ganz frommer Stimmung. Eine Last fiel von ihrer Seele. Nun würde ihr Mann wieder anders sein, nun war Fienchen versorgt, diese große Not von ihr genommen.

Anzusehen war ihr von alledem natürlich nichts, als sie jetzt sehr langsam auf die beiden zuschritt, während Bettchen sich dicht an ihren Fersen hielt. Sie hatte ja auch das allergrößte Recht, hier mit dabei zu sein.

Fienchen flog der Mutter in die Arme. „Mama, Mama, wirst Du mir jetzt nicht böse sein, daß ich doch nicht immer bei Euch bleibe?“

Diese dumme Frage des Kindes brachte Frau Doktor Schreiber wieder ganz ins Gleichgewicht. Das wirkte wie kaltes Wasser.

Der Bauunternehmer kam nun auch ganz dicht heran, obwohl er sich reichlich Zeit nahm. Jetzt stand er stramm wie ein Rekrut mit Händen an der Hosennaht. Er mußte in seiner Berlegenheit im Augenblick nichts Besseres, als stramm stehen. Er grinste dabei über das ganze, breite Gesicht. Wie würde Frau Doktor Schreiber das alles aufnehmen, ging es durch sein Hirn. Jetzt würde es sich zeigen, ob er doch noch Eingang fände in die vornehme Welt oder nicht. Nun hatte er das letzte probiert.

Fienchen weinte schleunigst.

Frau Doktor Schreiber streckte dem großen, dicken Menschen die Hand hin und sagte feierlich, langsam: „Ich sehe, wie es steht. Ich will auch nicht nein sagen, wenn auch noch nicht ja, denn Sie können sich denken, daß es einer Mutter nicht leicht wird, ihr einziges Kind herzugeben.“

„Ja,“ sagte der Bauunternehmer, wenn er auch an ganz etwas andres dachte. Warum sollte es auch den Müttern so schwer sein, da sie es doch alle thun?

Er machte immer noch ein so verlegenes Gesicht und stand auch immer noch stramm, daß Frau Schreiber Angst bekam, er möchte wieder abschnappen und ihre Worte zu tragisch nehmen. Deshalb fing sie nochmals an: „Wir müssen erst Papa fragen. Ich hoffe aber, er wird nachgeben, wenn wir nur erst wissen, daß unser einziges Kind in gute Hände kommt.“

„In sehr gute“, stammelte der Bauunternehmer, der eigentlich ganz etwas anderes hatte sagen wollen. Aber in seinem Hirn kreisften so viele Gedanken, daß er nicht gleich den rechten erwischte und deshalb schleunigst den ersten besten aus dem Mund ließ.

„Wir wollen hoffen, lieber Herr Bauunternehmer“, erwiderte Frau Schreiber lächelnd. Unbescheiden sah der Mann trotz des Ausspruchs nicht aus. Mein Gott! das Glück, die Sorge um Fienchens Zukunft los zu sein! Sie mußte ihm nochmals die Hand reichen. „Möge Gott Ihr Vorhaben segnen!“

Nun wurde sie aber sehr verlegen, denn es war ihr herausgefahren, ohne daß sie sich etwas dabei gedacht hatte. In Gott denken war bei ihr eigentlich nicht Mode.

„Ist er nicht süß, mein Eduard?“ stötte Fienchen, sicher an Mutters Brust. „Bitte um Ihren Arm, Herr Bauunternehmer. Der Schreck ist mir doch ein wenig in die Glieder gefahren.“

„Der Schreck?“ fragte er erschrocken, es könne nun doch nichts mit dem Eingang in die vornehme Welt werden.

„Der freundige Schreck, Herr Bauunternehmer!“ Der Mann war gar zu schlüchtern. Man mußte ihn ein bißchen aufmuntern.

Bettchen sprang zum zweitenmal nach dem Forsthaus, stürzte in das Zimmer, wo die Damen in gelinder Aufregung sich allerlei Unglücksgegeschichten von Beinbrüchen und Armverrentungen erzählten, da sie dachten, dem gebrechlichen Fienchen sei derlei zugefloßen.

Bettchen vergaß schon wieder alle Anstandslehren und schrie: „Hurra, Hurra! Fienchen Schreiber hat sich verlobt mit dem Bauunternehmer!“ Sie nannte keinen Namen, denn es gab nur den einen hier.

Es war nun wirklich doch gut, daß Bettchen vorausgelaufen, denn die Nachricht, an die man nicht mehr gedacht hatte, wirkte so verblüffend, daß einen Augenblick alle Masken von den sonst so sorgsam gehüteten Gesichtern fielen. Spott, Hohn schaute aus den maskenlosen Gesichtern, und bei Frau Walter auch ein wenig Mitleid, daß nun ihr Biestchen doch nicht die erste war im Kreise ihrer Altersgenossinnen, die sich verlobte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber unsre Kraft (II. Teil).

(Freie Volkshöhne.)

Nun ist also Björnsons gewaltige Dichtung in Berlin über die Bretter gegangen. Nicht in den Räumen eines großen Theaters und vor der breiten Oeffentlichkeit — das wird durch ein Censurverbot gehindert, dessen unergründliche Weisheit wir noch weiter unten beleuchten wollen. Mitten im fleißigen Osten, auf der bescheidenen Bühne des Carl Weiß-Theaters wurde uns von einem Arbeiterverein das schönste dramatische Fest besichert, das die moderne Litteratur überhaupt zu vergeben hat. Ich stehe nicht an, die ersten zwei, vielleicht sogar die ersten drei Akte für das Bedeutendste zu erklären, das auf dem Gebiete des modernen Dramas überhaupt geleistet ist. Ihnen und seine Leistungen schwinden mit dabei keineswegs aus dem Gedächtnis. Er ist von den beiden großen Norwegern der genialere Dichter. Die künstlerische Großartigkeit aber, die Björnson in den ersten Akten erreicht, finde ich in seinen modernen Dramen nirgends. Hier weht ein Hauch von Freiheit und Größe, der dem allzu gelabelnden Ibsen versagt ist. Wie Zukunftsluft schlägt es einem von der Bühne entgegen. Jedes Wort ist ein Wort unsrer Zeit, ein Wort dieser leidenden Tage, ein Wort des sinkenden Jahrhunderts. Und doch ist jedes Wort von einem starken Dichter in Freiheit und Größe geprägt. Nichts von Mäßigkeit, nichts von Decadence, nichts von Pessimismus — Zukunft, Höhe und weiter Blick. Es ist eine Lust zu leben!

Wenn sich der Stil der Zukunft, nach dem wir uns alle sehnen, irgendwo verheißungsvoll ankündigt — dann ist es hier. Hier ist ein Dichter, ohne unsre Zeit und ihre Sorgen zu verlassen, zu einer Wucht und Größe durchgedrungen, die wir sonst nur im historischen Drama fanden. Der enge Rahmen des Milieustücks ist mit einer geradezu explosiven Energie gesprengt. Jede peinliche und kleinliche Tisfelei ist vermieden, mit verzwickten Analysen werden wir nicht geplagt, und doch lebt in der Dichtung alles, und alles ist Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut. Wir stehen endlich wieder unter freiem Himmel und haben um uns die Weite.

Die „Freie Volkshöhne“ darf mit Stolz an den letzten Sonntag zurückdenken. Sie hat in dieser Saison bereits genug geleistet, um zu zeigen, daß sie im künstlerischen Leben Berlins eine Rolle spielen kann, wenn sie von Kraft und Willen besetzt ist. Mit der Aufführung der „Macht der Finsternis“ führte sie den nachdrücklichsten Hieb gegen das thörichte Censurverbot, der überhaupt dagegen geführt werden konnte. Sie hat den Behörden gezeigt, daß wenigstens

die Arbeiter nicht Willens sind, ihre Theatergenüsse von oben reglementieren zu lassen. Mit dem ersten Teil von „Ueber unsre Kraft“ bot sie ihren Mitgliedern eine Dichtung von wunderbarer Weiße und nun macht sie mit der Aufführung des zweiten Teils wiederum ein lächerliches Censurverbot zu Schanden. Man darf hoffen, daß auf diese Weise schließlich auch bei den Behörden die Erkenntnis von der Zwecklosigkeit der Censurverbote dämmert. Selbst vom Standpunkt der herrschenden Klassen aus sind ja die Censurverbote rostige Waffen einer verickollenen Zeit, die heute nur noch im Karitätenkabinett einen würdigen Platz finden.

Der zweite Teil der ergreifenden Dichtung ist in seinen letzten Tiefen nur auf dem Hintergrund des ersten Teils verständlich. Der Pfarrer Sang des ersten Teils war eine gewaltige Glaubensnatur, die über die Grenzen des Menschlichen hinausstrebte. Die Kraft seiner Persönlichkeit war so stark, daß man ihm Wunder zuschrieb. Er selbst verlor sich schließlich so an seinen übermenschlichen Drang, daß er durch die Kraft seines Gebets dem Himmel ein wirkliches Wunder entreißen wollte. Hier brach er tragisch zusammen. Er erkannte den Irrtum seines Lebens und starb an der Erkenntnis.

In der wahrerfüllten Luft dieses Hauses ist Elias Sang, der eigentliche Held des zweiten Teils, aufgewachsen. Er hat immer — mit seiner Schwester zusammen — in religiösen Vorstellungen gelebt, die weit über die Grenzen des Menschlichen hinausgingen. Der liebe Gott — erzählt er selbst — redete mit uns. Wenn sich irgend etwas ereignete, kam es von ihm. Gutes Wetter, Gewitter, Wetterleuchten, Plumen und alles, was wir hatten. Es kam alles von ihm. Und wenn wir beteten, waren wir von Angesicht zu Angesicht mit ihm. Wir sahen ihn auch im Meere, im Gebirge, im Himmel. Das alles war er.

Aber dann kam der Zweifel für Elias Sang. Draußen im Leben sah er, daß es nur einen wirklich religiösen Menschen gab — seinen Vater. Dann sah er, wie sein Vater tragisch zusammenbrach und wurde damit auf das Diesseits verwiesen. Landflüchtig aber blieb er, wohin er immer kam. Die Welt war kalt und leer. Er hatte allzulange in die mystischen Tiefen des Wunders geschaut, um an den natürlichen Farben des Lebens seine Freude haben zu können. Der Glaube war tot; aber das Verlangen nach dem Grenzenlosen hatte den Glauben überlebt.

In dieser Seelenstimmung kam er in die socialen Kämpfe unsrer Tage hinein. Sein Gewissen war, gerade weil er kein Jenseits mehr hatte, überfein und überempfindlich geworden. Um ihn schrie die Not und ließ ihm keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. In der Arbeiterbevölkerung, in der er lebt, bricht ein Streit aus — der größte, den man in diesem Teil des Landes je erlebt hat! Elias wirft sich mit seiner ganzen Sehnsucht nach Gerechtigkeit in diesen Streit. Er giebt sein ganzes Vermögen in die Streikkasse, findet aber keine Ruhe, da er die schließliche unerhörte Niederlage voraussieht. In dieser Situation bricht das Verlangen nach dem Grenzenlosen in ihm durch. Es ist nicht genug, daß alles das geschieht, was in Menschenkräften steht — es muß mehr geschehen. Mit der Logik des von einem Dämon besessenen Schwärmers argumentiert er: Man glaubt nur dem, der für seine Sache stirbt. Wenn die Arbeiter für ihre Sache sterben können, haben sie gewonnen. Wenn eine Stimme aus dem Jenseits kommt, werden auch die Fernstehendsten reagieren und dann werden sie unüberwindlich sein. Die Großen, die gehört werden wollen, müssen in den Tod hinein. Im Reich des Todes ist die Rednertribüne des Lebens errichtet. Von dort werden die Lebensgesetze so verkündet, daß man es über die ganze Welt hin vernimmt. Selbst die Schwerhörigsten werden wach. So rasonniert Elias Sang und geht dann in den Tod.

Ein ungeheures Ereignis soll die Gewissen der Reichen aufschrecken. Er will das Schloß in die Luft sprengen, in dem die vereinigten Arbeitgeber des Landes versammelt sind, und er thut's. Was nun aber? Geht nun über den verholzten Trimmerhaufen die Morgenröthe einer neuen Zeit leuchtend auf? Ist Elias Sang als Befreier gefallen? Keineswegs. Er hat den tragischen Tod seines Vaters gefunden. Die alte Welt ist zu fest begründet, als daß man sie an einem heißen Tage durch Dynamit in die Luft sprengen könnte. Die Gewissen werden nicht wach. Die Schreckensthat des Pastor Johans gebiert nur die allgemeine Verzweiflung, die Volksverzweiflung. Gehen Sie herum und fragen Sie, sagt die Schwester, die im Reich des Menschlichen geblieben ist. Wir sind wieder in der Barbarei. Das schlimmste an einer so wahn sinnigen Explosion ist, daß aller Mut aus der Welt verschreckt wird. Die Varnherzigkeit ist entflohen. Alle schreien nach Rache. Die Gerechtigkeit, die Güte, das Erbarmen, alle unsre Lichtengel sind davongeflogen. Stülde verflümmelter Leichen fliegen in der Luft umher und aus der Erde wächst das Militär.

Zajohl, aus der Erde wächst das Militär! Der verholzte Trimmerhaufen, auf dem die Leiche eines bleichen Fanatikers liegt, wird von allen Schreden der Verzweiflung umgtraut. In gewaltiger Weise zeigt Björnson die Verantwortlichkeit der blinden Gewalt und widerlegt den Wahn, als ob man einer historisch gewordenen Gesellschaft mit Dynamit beikommen könnte. Und das verbietet die Censur. Warum nun eigentlich? Warum? Wir fragen.

Die Darstellung war für ein zusammengestelltes Ensemble eine sehr tüchtige Leistung. Am besten waren Klein, Frau Steinert und Joseph Dill. Herr Taubert war als Pratt in der großen Rede des ersten Aktes sehr gut, verlor sich dann aber gelegentlich ins Pathetische. Herr Eich hatte den Elias durchaus

richtig erfasst. Im dritten Akt blieb er aber leider die entschlossene Größe schuldig, die hier von dieser Gestalt ausgehen muß. Schließlich sei noch einmal nachdrücklich auf die einfache und echte Kunst Frau Steinerts hingewiesen. Es ist einfach ein Jammer, daß wir sie auf öffentlicher Bühne so selten in großen Aufgaben sehen. Schauspielerinnen wie sie sind für Berlin keineswegs etwas Alltägliches. —

Erich Schallier.

Etwas über Vogelpflege.

Heinrich Weber schreibt in der Wochenschrift „Merkur“: Blatt- und Blütenpflanzen können unsere Wohnräume anheimlich gestalten, sie erfreuen das Auge, indem sie den Gesamteindruck harmonisch abstimmen, und deshalb giebt es auch verhältnismäßig wenig Haushaltungen, in denen die lieblichen Kinder Floras nicht Aufnahme gefunden. Anders ist es mit der Vogelpflege bestellt. Schon dadurch, daß die Erhaltung des Vogels eine ständige, wenn auch geringe Ausgabe bringt, kann ihre Verbreitung nicht allgemein sein, ein Vogel beansprucht aber auch eine andre Pflege, als die Pflanze, bei der Nachlässigkeiten nicht von so schweren Folgen begleitet sind. Um Erfolg in der Vogelpflege zu haben, gilt es viele Regeln zu beachten, und von deren Befolgung hängt es ab, ob man die Vögel gesund erhalten und an ihnen Freude haben wird. Wissentlich wird selbstverständlich niemand seine Lieblinge zu Tode quälen, deshalb muß aber auch jeder Vogelpfleger sich vor allem mit den Grundregeln bekannt machen, nach denen er seine Behandlung einzurichten hat.

Von größter Bedeutung ist das Bauer, die Wohnung des Vogels. Dasselbe soll geräumig sein, daß sich der Vogel darin bewegen kann; alle die zierlichen, mit Türmen, Bastionen und Fensterchen geschmückten Bauer, in denen man vor Zierat das Vögelchen selbst nicht mehr sieht, sind zu verwerfen. Der Vogel kann sich darin nicht genug bewegen, der viele Zierat verhindert das ständige Reinhalten des Bauers, und deshalb ist auch das schmuckige Schloßchen eine Stätte des Schreckens, die Bruststätte für Tausende von Vögelchen, die das Vögelchen zu Tode martern.

Die besten Bauer sind die, bei denen das Gestell aus Holz besteht, das mit blankem Eisendraht ausgekleidet ist. Weißgesehener Bauer sind ganz zu verwerfen, da selbst die peinlichste Sauberkeit nicht verhindern kann, daß sich an schwer zugänglicher Stelle Grünspan bildet, der den Tod des Vögelchens verursachen würde. Ebenso sind lackierte Bauer ungeeignet, weil die meisten Farben Gifte enthalten. Die Reinlichkeit des Käfigs ist die erste Bedingung, der Boden muß trocken und mit Flußsand bestreut sein, da dieser dem Vogel zur Verdauung bei Samenstückerung notwendig ist. Damit aber der Boden stets trocken bleibt und die dünnen Exkremente für Vögel und Menschen unschädlich gemacht werden, ist es notwendig, daß man den gründlich gesäuberten und getrockneten Boden zuerst mit einer Lage weichen Papiers, z. B. gewöhnlichen Zeitungspapiers, belegt und erst dann mit reinem Sand bestreut. Das Papier saugt schnell alle Feuchtigkeit auf und erleichtert auch eine rasche Reinigung des Käfigbodens. Beim Halten von Körnerfressern sollte der Boden alle vier bis fünf Tage, bei Weichfressern alle Tage gereinigt und der Sand erneuert werden.

Die Sitzstäbchen dürfen nicht zu dünn und nicht aus hartem Holz sein, am besten geeignet sind dieselben aus weichem Holz und etwas oval gerundet. Der Fuß des Vogels soll die Sitzstäbchen niemals ganz umspannen können; dieses verursacht dem Vogel Krämpfe und ist die schlimmste Ursache von den oft zu langen Zehenklauen, infolge deren das Tierchen am Hüpfen gehindert wird und durch Hängenbleiben sogar zu Grunde gehen kann.

Zum guten Gedeihen des Vogels ist weiter nötig, daß das Futter täglich frisch resp. in genügender Menge gegeben wird, ferner muß das Wasser im Winter einmal, im Sommer zweimal frisch gegeben werden, und darf dasselbe im Winter nicht kühler als die Luftwärme des betr. Raums sein.

Die Nahrung sollte Abwechslung bieten, man gebe deshalb das Futter nicht gemischt, sondern wechsle mit der Kost ab, auch gebe man neben der Samenkost öfter Obst, etwas Grünes oder hartes Eiweiß, aber nur selten Zucker, derselbe ist nur als Nüchternheit erlaubt und hat den Zweck, daß der Vogel seinen Schnabel daran wehen kann, was aber ein Stillsitzen ganz harter, gut ausgebackener Zwieback ebenfalls thut; derselbe wird gern genommen und ist sehr nahrhaft. Ebenso nimmt der im engen Käfig gehaltene Vogel ein paar feine Salzkrümel zu seiner Gesundheit hin und wieder gern an. Viel Befügen gewährt dem Vogel ein tägliches Bad, wozu ein kleines Gefäß, das nicht tief aber so eingerichtet ist, daß der Vogel nicht zuviel verfrühen kann, am geeignetsten ist; das Badewasser muß natürlich Stubentemperatur haben.

Sehr empfindlich sind unsere Lieblinge gegen Zug, ebenso sind dieselben vor jähen Temperaturschwankungen und Rauch zu bewahren. Ganz falsch ist es auch, wenn man das Bauer dem vollen Sonnenlicht aussetzt, es soll dem Vogel möglich sein, sich jederzeit ein schattiges Plätzchen zu wählen, niemals aber darf ihm die Gelegenheit dazu ganz genommen sein. Häufig sieht man solche arme Tiere den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzt, die Metallstäbe werden heiß, das Trinkwasser wird ungenießbar, und traurig sieht das arme

Vögelchen da, durch verkehrte Behandlung bald dem Tode geweiht. Auch vor Lampen- und Gaslicht soll der Platz des Bauers geschützt sein.

Viel wird auch dadurch gesündigt, daß man bei der Haltung nicht unterscheidet zwischen heimischen und exotischen Vögeln. Gewöhnlich ist es Gebrauch, die eingefangenen Vögel in der warmen Stube zu halten, größtenteils sogar im eigentlichen Wohnzimmer. Das ist aber für Vögel, die man freilebend fängt, sehr schädlich, namentlich aber für die in der Regel zur Winterzeit gefangenen Körnerfresser. In solchem Falle wird selbst bei der besten Pflege, wenn nicht der Tod, so doch gewiß eine bedeutende Disposition zur Auszehrung, epileptischen Anfällen, Schwindel, Schlagfluß u. d. un vermeidliche Folge solch naturwidriger Behandlung sein. Deshalb ist jedem Vogelliebhaber anzuraten, die bei uns überwinterten Stand- und Strichvögel, die meistens Körnerfresser sind, niemals in der warmen Stube zu halten; selbst mäßig geheizte Räume sind nachteilig. Ein ungeheiztes Zimmer, noch besser ein kalter, zugfreier Gang oder dergleichen, kann als der zuträglichste Ort gelten. Es erhebt sich dies begründlich, wenn man erwägt, daß diese Vögel bei andauernder kalter Bitterung in der Regel ohne besonderen Nachteil in unserm Klima überwintern, indem die vorsorgliche Natur sie durch ein dichtes Federkleid gegen die Einflüsse des Winters schützt.

Die erwähnte Behandlung kann selbst bei Kanarienvögeln angewendet werden; es ist wahrhaft erstaunlich, wie leicht diese an eine sehr niedrige Temperatur gewöhnt werden können. Hohe Temperatur ist für sie gleichfalls sehr schädlich und erzeugt allerlei Krankheiten. Anders ist es mit den bei uns heimischen Zugvögeln, welche nur die Sommermonate über bei uns bleiben, und den Exoten; hier ist eine höhere Luftwärme am Plage und je desto mäßiger dieselbe gehalten werden kann, um so besser. Am wohlsten fühlen sich die Tiere in einem Raum, dessen Temperatur ständig zwischen 15 bis 18 Grad R. gehalten wird. —

Kleines Heuilleton.

— Reichtum der deutschen Sprache. Im Weinkeller eines deutschen Hafenstadt sah eine fröhliche Gesellschaft. Da erhob sich einer und verließ die Stube etwas unsicheren Schritts. Die andern sahen ihn nach, und einer von ihnen meinte: „Er hat einen Haarsbeutel!“ „Noch nicht,“ sagte ein zweiter, „er hat bloß einen Stich.“ „Wo denkt Ihr hin?“ warf ein dritter ein, „höchstens einen Hieb.“ „Er hat ja gar nicht so viele in die Jade geschwenkt.“ „Doch, doch! — einen Stuch hat er gewiß.“ „Ich bemerke bloß einen Heiligenschein an ihm,“ unterbrach den vorigen ein anderer. „Er sah zwei Sonnen,“ wispelte wieder einer, „oder er hielt den Mond für eine Zwiebel und die Turmspitze für einen Zahnstocher.“ „Er hat sich einen Affen gekauft,“ meinte ein sechster. Der spazhaste Streit ward immer lebhafter, und eine Stimme ließ sich jetzt mit dem Widerspruch vernehmen: „Nein, nein! er hatte Stiefelchen nach Speyer geschickt!“ „Ich behaupte, er hatte volle Labung und war gehörig im Sturm,“ lautete der Ausspruch eines Seemanns. „Er lavierte,“ urteilte wieder einer, „aber ein „Oho! er segelte den S. S. Strich“, war die schnelle Erwiderung, und einer fügte rasch hinzu: „Doch ging er mit vollen Segeln“, „Liebe Fremde“, sprach befänstigend wieder ein anderer, „ich muß es am besten wissen, denn er sah neben mir. Dem Armen ist bloß ein wenig unwohl geworden, da er in Thran getreten ist und sich schwarz gemacht hat, und so ist es kein Wunder, wenn seine Zunge auf Stelzen geht. Er hätte in dieser Minute einen Kahlenberger Bauer für eine Erdbeere und meinen weinigen Kudel für einen Mühlnapfen angesehen. Aber ich frage, was Schadel's, wenn einer sich ein wenig beduselt? Ist nicht schon mancher von Euch beziegelt, besäbelt, benebelt, bepumpt, ja gar pudelkagelnd geworden? Darum wollen wir jeden, der etliche gegen die bösen Wetter genommen und dabei zu viel hinter die Binde gegossen hat, so daß er den Himmel voller Schleifstamen sieht, mit Gleichmut und Edelmut extragen.“ „Der ist selber voll!“ murmelte da einer. „Gewiß,“ sagte dessen Nachbar, „der ist auch knill!“ „Er ist à tout.“ „Hin!“ „Er ist im Thee!“ hieß es von allen Seiten bestätigend. „Was sagst Du dazu?“ fragte mich flüsternd mein Freund, mit dem ich in der Nähe dieser lustigen Gesellschaft saß. „Ich? — Nun, ich bewundere den Reichtum der deutschen Sprache.“ „Das denk' ich auch!“ „Sie ist ebenso bilderreich,“ fuhr ich fort, „wie eine der morgenländischen, und wenn ich wüßte, wie der Moslem sagt: Ich bin fertig!“ so wollte ich es Dir sogleich selber sagen.“ —

Kulturgehichtliches.

— Vom „Pfennigbauer“ und der „Pfennigwiese“ zu Feldhusen in Holstein. Der jedesmalige Besitzer des Hofes Nr. 1 in dem zur Gutsherrschaft Breitenburg gehörenden Feldhusen hat die Verpflichtung, für die zu diesem Besitze gehörige sogenannte „Pfennigwiese“ alljährlich am Martin-Bischöfstage, den 11. November, mittags 12 Uhr, und zwar bei Verlußt der Wiese einen „guten Pfennig“ auf Breitenburg an die jedesmalige gräfliche Gutsherrschaft persönlich zu entrichten, wogegen derselbe an der gräflichen Tafel speist und u. a. m. mit einer Martinsgans bewirtet wird. Der vor Jahrhunderten lebende Besitzer jener Landstelle in Feldhusen rettete einst, wie es heißt, zwei Söhne des Grafen Heinrich Ranzau, die auf der Jagd in einen Sumpf geraten waren, aus größter Lebensgefahr und

anpfung dafür aus Dankbarkeit die bezeichnete Wiese gegen Uebernahme der angegebenen Verpflichtungen. Ueber die bei der Uebergabe des Pfenningbäuer zu beobachtende Ceremonie ist ein besonderes Statut entworfen, in dem es u. a. heißt: „Der gräßliche Stützer soll dem Pfenningbauer den Steigbügel zum Absteigen halten, sein Pferd mit einer Decke bedecken und in den gräßlichen Stall führen, wo demselben zwei Spint Haser durch den herrschaftlichen Hausvogt verabfolgt werden. Wenn sich der Pfenningbauer wieder entfernen will, so soll der Reittucht das Pferd vor die Stalltür führen und beim Aussteigen wieder die Steigbügel halten. Bei der Tafel soll der Pfenningbauer zur Rechten des Besitzers von Breitenburg und zwischen diesem und dessen Gemahlin oder nächsten Aderwandten sitzen. Es soll sodann während der Tafel im Angesicht der Martinsgans von dem Besitzer der Ehrentrunk in Rheinwein jedem derzeitigen Pfenningbauer in dem alten goldenen Familienpokal gereicht werden und der Bauer von dem gräßlichen Kammerdiener bedient sein. Die gebräuchlichen und feststehenden Speisen sollen bei dieser Gelegenheit bleiben: eine Weinsuppe, ein Karpfen, ein Pudding und die Martinsgans, jedoch ein freiwillig Mehreres nicht ausgeschlossen. —

Archäologisches.

— Alte Begiergefäße. Dr. R. Zahn hat an einem seit langer Zeit im Antiquarium der Berliner Museen aufbewahrten Gefäß des 6. vorchristlichen Jahrhunderts, der mit Szenen aus der Göttersage geschmückten Kanne des Atheners Kolchos, die eine Fierde der Vasensammlung bildet, eine höchst originelle Vorrichtung entdeckt. Die Kanne war nämlich, was der Forschung bisher entgangen war, ehemals dicht unter der Mündung geschlossen, sie konnte also von oben nicht gefüllt werden. Der Henkel, der an der Stelle, wo der Daumen beim Anfassen aufgelegt wird, ein Loch zeigt, ist röhrenartig gebildet und die Röhre führt unterhalb des erwähnten Verschlusses in das Gefäßinnere. Der Boden ist außerdem siebartig durchlöchert. Wollte man also die Kanne füllen, mußte man sie tief in den Wein tauchen, der Wein gelangte durch das Sieb in das Innere und, um ihn nun in der Kanne festzuhalten, mußte man mit dem Daumen das Henkelloch sperren, um den Luftdruck abzuhalten. Dr. Zahn, der seine Beobachtung in der letzten Sitzung der archäologischen Gesellschaft mitteilte, nimmt an, daß das Gefäß beim Gelage gebraucht wurde. Der Durstige, der seine Schale füllen lassen wollte, sah, wie die Kanne gefüllt wurde, aber anstatt, daß ihm die Kanne aus ihrer Mündung Wein spendete, wurde er, sobald der Schenke den Daumen lockerte, durch den Wein von oben bis unten begossen, ein drastischer Spaß, der den Tischgenossen gewiß ein ungeheures Vergnügen bereitete, wenn sie einmal jemand fanden, der den Witz noch nicht kannte. An Begiergefäßen hat man schon in alter Zeit besonderen Gefallen gehabt. Das Antiquarium besitzt mehrere Gefäße der Art; eines — eine kürzlich gemachte Erwerbung — ist nach dem System des Tintenfassens hergestellt, das nicht überfließt, wenn es umfällt. Ein anderes ist noch weit komplizierter, vielleicht das komplizierteste von allen, die bisher bekannt geworden sind. Nur der Kenner der verzwickten Konstruktion, die sich ohne Abbildung schwer erläutern läßt, kann das Gefäß leeren und wieder füllen. —

Astronomisches.

— Die Sternschnuppen in der Nacht vom 14. zum 15. November. Zu den Frühstunden des 15. November erreicht die Erde ihre größte Annäherung an die Bahn der Sternschnuppen, die aus demilde des großen Löwen herkommen. Im vergangenen Jahr erwarteten die Astronomen ein großartiges Auftreten dieses Meteorshowarms, doch wurde diese Erwartung getäuscht, denn unter den günstigsten Umständen wurden während jener Nacht nur 100—200 Sternschnuppen an einem und demselben Orte sichtbar. Die Ursache des Ausbleibens des Hauptshowarms war der Umstand, daß die Bahn der Meteore seit 1868 durch die Einwirkung der großen Planeten, besonders des Jupiter, eine erhebliche Verschiebung erfahren hatte. Zudem ist der Schwarm dieser Meteore auf dem Umfange seiner Bahn so ausgebeugt, daß er längere Zeit als ein Jahr gebraucht, um den nächsten Punkt bei der Erdbahn zu passieren. Dazu kommt, daß dieser Teil des Meteorshowarms der Einwirkung des Planeten Jupiter und des Saturn weniger ausgesetzt war als der vorausgehende, er demnach weniger aus seiner früheren Bahn abgelenkt wurde als dieser. Aus diesem Grunde ist es wahrscheinlich, daß in der Nacht vom 14. zum 15. November, besonders in den frühen Morgenstunden des 15., zahlreiche Meteore sichtbar werden, vielleicht auch schon in der vorhergehenden Nacht. Zwischen 2 und 3 Uhr früh steht in diese Zeit das Sternbild des großen Löwen, von welchem die Meteore ausstrahlen, genau im Osten, etwa in einem Drittel der Höhe vom Scheitelpunkte bis zum Horizont. Dorthin wird man vorzugsweise den Blick richten müssen, um das Auftauchen der Sternschnuppen zu sehen. In den Frühstunden des 14. November tritt das letzte Mondviertel ein und der Mond steht nahe beim Sternbild des Löwen, er wird also die lichtschwächeren Sternschnuppen unsichtbar machen, in den Frühstunden des 15. November ist indessen der störende Einfluß des Mondlichts weniger zu fürchten. —

Humoristisches.

— Kondolenz-Visite. Freundin: „Du leidest wohl sehr darunter, daß Dein Mann gestorben?“
 Junge Witwe: „Ach ja, der wußte aber auch zu reizende Kartenkunststücke!“
 — Der Bierplanischer. Gast: „Mensch, Deine Bude ist jehört ooch nach China.“
 Budiker: „Woso denn?“
 Gast: „Det is ja hier bei Dir die reinste — Manschurei.“ —
 („Lust. Bl.“)

— Der „diesjährige Neue“ scheint, wie das „Morgenbl.“ schreibt, ein drolliger Geselle zu sein. Er fängt an, seine Posen zu treiben. Am vorvorigen Sonntag sagte eine Bäuerin zu ihrer Magd: „Heute lochst Du zu Mittag, Therese, diesmal gehe ich in die Kirche.“ Schon hatte die Bäuerin das Buch in der Hand, als ihr plötzlich einfiel, daß sie noch keinen Sped für das Mittagessen gerichtet habe; sie holte solchen und machte sich dann auf den Weg. Auf dem Kirchweg wurde sie von einer Freundin angerebet mit den Worten: „Du willst heute wohl weit wallfahrten gehen, D...., häuerin, weil Du ein so großes Stild — Sped mitnimmst?“ — „Jessas Maria, jehst hab' ich jo 's Buch ins Kraut gesteckt! Sag' mir niemand nichts, sonst komm' i jo en Kalender!“ Die Mariam hat zwar geschwiegen, aber der Zeitungsfreiber hat es doch erfahren. —

Notizen.

— Otto Erich Hartleben arbeitet gegenwärtig an einer Komödie „Diogenes“, deren ersten beiden Akte er bereits vor Jahren vollendet hatte. —
 — Das Lustspiel „Der schöne Arno“ von dem kürzlich verstorbenen Karl Laufs und Paul Hirschberger errang bei seiner Erstaufführung im Wiesbadener Residenz-Theater einen schönen Erfolg. —
 — Die Wiener Hofoper und das Burgtheater sollen aus dem Kartell des deutschen Bühnenvereins austreten wollen; die Direktionen des Deutschen Volkstheaters und des Raimundtheaters sollen entschlossen sein, ihnen nachzufolgen, um in Engagements ganz unabhängig zu sein. —
 — Engelbert Humperdinck ist zum Vorsteher einer mit der Akademie der Künste in Berlin verbundenen Meisterschule für musikalische Komposition ernannt worden. —
 — Messagers Spieloper „Brigitte“ erzielte bei der Premiere am Münchener Gärtnerplatz-Theater eine gute Aufnahme. —
 — Leoncavallos „Pagliacci“ errang im Mailänder Teatro Lirico einen beispiellosen Erfolg. — Leoncavallo beabsichtigt demnächst Pölas „La faute de l'abbé Mouret“ in Musik zu setzen. Gleichzeitig verlanet, daß der Komponist die Opern „Savonarola“ und „Cesare Borgia“, als zweiten und dritten Teil der Trilogie, die mit den „Medici“ begonnen hat, fertig stelle. —
 — Sidney Jones neue Operette „San Toy“ errang gelegentlich der ersten deutschen Aufführung am Wiener Carltheater einen Achtungserfolg. —
 — Die Vorstände der Dresdener Seceffion und der Dresdener Kunstgenossenschaft haben beschloffen, sich wieder zu vereinigen und in Zukunft in allen künstlerischen Fragen, namentlich aber in Ausstellungsangelegenheiten, als eine Korporation geschlossen vorzugehen. —
 — Ein 20 000 Kilogramm schwerer Sarkophag ist kürzlich bei Anbar, unweit Konia, entdeckt worden; der Sarg, der nach Konstantinopel gebracht werden soll, übertrifft an Schönheit noch den berühmten Alexander-Sarkophag im Stambuler Museum. Der Fund ist aus Marmor und bedeckt mit Blumengewinden und Figuren von Kriegern und Tieren. —
 — Die Treptower Sternwarte bleibt vom 12. bis zum 17. November wegen des bevorstehenden Sternschnuppenfalles bis 11 Uhr des Nachts geöffnet. —
 — Verschluckte Geldstücke usw. aus dem Magen zu entfernen. Verschluckte Fremdkörper, welche nicht spitz sind und sich nicht etwa in der Speiseröhre festgesetzt haben, wie z. B. Geldstücke, Knöpfe, Augeln u. dergl. mehr, werden von den Ärzten durch die sogenannte Kartoffelkur entfernt. Die Kranken bekommen, wie der „Praktische Wegweiser“ schreibt, größere Quantitäten Kartoffeln mit Butter zu genießen und nichts zu trinken, wodurch der ganze Darmkanal gleichmäßig ausgeweitet wird, so daß der Fremdkörper nirgends hängen bleibt, sondern auf dem natürlichen Wege entfernt wird. Es gelang auf diese Weise, Münzen, Gewichtsstücke, verschluckte Gebisse von 6 Centimeter Länge und 3 Centimeter Breite, Versicherungsadeln, Nägel usw. zu entfernen und dadurch schwere Nachteile zu umgehen. —
 — Die Zunge herausgesteckt und dem Publikum eine lange Nase gemacht hat nach einem Bericht der „Nöln. Volkszeitung“ kürzlich auf offener Scene die Sängerin Kosti in Dordrecht. —